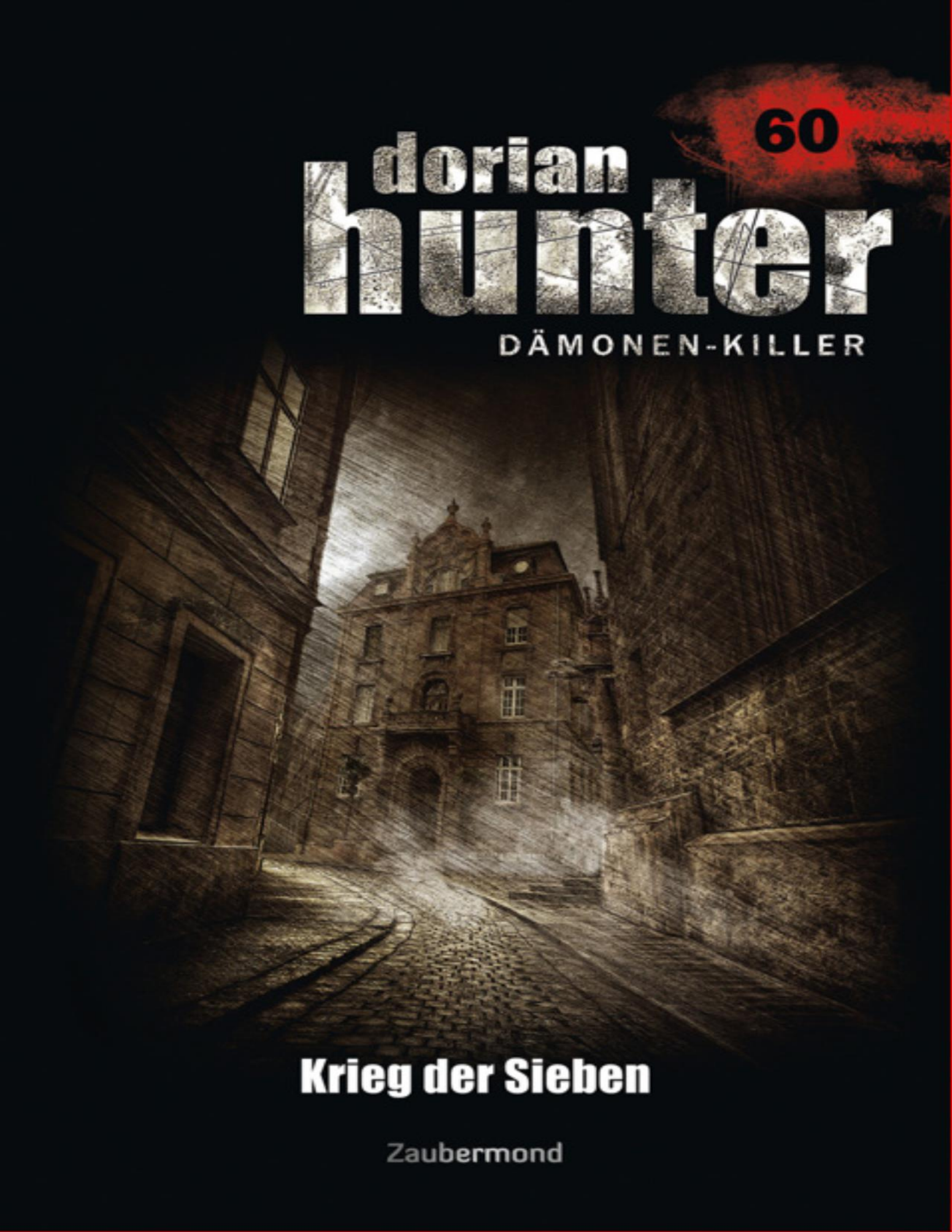




dorian hunter

60

DÄMONEN-KILLER

Krieg der Sieben

Zaubermond

Krieg der Sieben

**dorian
hunter**
DÄMONEN-KILLER

Band 60

Krieg der Sieben

von Christian Montillon, Peter Morlar und Oliver Fröhlich

© Zaubermond Verlag 2014
© "Dorian Hunter – Dämonenkiller"
by Pabel-Moewig Verlag GmbH, Rastatt

Titelbild: Mark Freier
eBook-Erstellung: story2go | Die eBook-Manufaktur

<http://www.zaubermond.de>

Alle Rechte vorbehalten

Was bisher geschah:

Der ehemalige Reporter Dorian Hunter hat sein Leben dem Kampf gegen die Schwarze Familie der Dämonen verschrieben, seit seine Frau Lilian durch eine Begegnung mit ihnen den Verstand verlor.

Seine Gegner leben als ehrbare Bürger über den gesamten Erdball verteilt. Nur vereinzelt gelingt es Dorian, ihnen die Maske herunterzureißen.

Bald kommt Hunter seiner eigentlichen Bestimmung auf die Spur: In einem früheren Leben schloss er als französischer Baron Nicolas de Conde einen Pakt mit dem Bösen, der ihm die Unsterblichkeit sicherte. Um seine Sünden zu büßen, verfasste de Conde den »Hexenhammer« – jenes Buch, das im 16. Jahrhundert zur Grundlage für die Hexenverfolgung wurde. Doch der Inquisition fielen meist Unschuldige zum Opfer; die Dämonen, auf die de Conde es abgesehen hatte, blieben ungeschoren. Der Pakt galt, und als de Conde selbst der Ketzerei angeklagt und verbrannt wurde, wanderte seine Seele in den nächsten Körper. Im Jahr 1713 wurde er als Ferdinand Dunkel in Wien Zeuge, wie Asmodi, das Oberhaupt der Schwarzen Familie, von einem Nachfolger verdrängt wurde, der sich fortan Asmodi II. nannte. Zwar plante Asmodi I. noch, seinen Geist in einen anderen Körper zu retten, doch der Versuch schlug fehl. Zersplittert in Körper, Geist und Sonnengeflecht überdauerte der ehemalige Fürst die Zeiten, bevor Lucinda Kranich, die Nachfolgerin Skarabäus Toths als Schiedsrichterin der Schwarzen Familie, die Dreifaltigkeit

Asmodis wieder zusammenfügte und ihn zu neuem Leben erweckt.

Der Dämonenkiller gerät auf die Spur der sieben Höllenplagen-Dämonen. Noch besitzt er nur bruchstückhaftes Wissen über sie, aber er ahnt, dass alles mit einem seiner früheren Leben zusammenhängt. Der Schleier wird sich bald lüften.

Dorian und Coco brechen gemeinsam mit George Morales auf, um den Anführer der mysteriösen und schlagkräftigen Organisation zur Dämonenbekämpfung zu treffen, der Morales angehört. Dorian will sich den Daemon Mechanicus Coyote unterwerfen, den er in seinem früheren Leben als der Junge Daniel selbst auf Geheiß eines sechsfingerigen Dämons baute: eine Maschine, der dämonisches Leben eingehaucht wurde. Der Sechsfingrige macht auch in der Gegenwart von sich reden – er opponiert gegen Asmodi I, der seit seiner Wiedererweckung zurückgezogen auch von der Schwarzen Familie existiert. Welches Geheimnis umgibt den Fürsten? Wieso schloss der Fliegendämon Baal, der zu den sieben Höllenplagen-Dämonen gehört, ein Bündnis mit Dorian, um Asmodi zu bekämpfen? Das sind nur einige der Fragen, die den Dämonenkiller umtreiben ...

Erstes Buch: Reise zum Dämon

Reise zum Dämon

von Oliver Fröhlich

1. Kapitel

Am liebsten hätte Lucinda Kranich die Werwölfe und Ghoule getötet, die inmitten ihres geräumigen Arbeitszimmers auf unbequemen Stühlen kauerten und sie erwartungsvoll anstarrten. Nur ihr Amt als Schiedsrichterin der Schwarzen Familie zwang sie dazu, die Anspannung im Zaum zu halten. Vornübergebeugt saß sie da. Ihre dünnen, krallenartigen Hände lagen auf der Platte des schwarzen, kahlen Schreibtischs. Der Nagel des linken Zeigefingers klopfte den Takt ihrer Ungeduld.

Tack. Tack.

Sie ließ den Blick über die Wände gleiten, an denen sich ringsum dunkle, deckenhohe Regale drängten. Bis vor Kurzem hatten Aktenordner sie bis auf den letzten Platz gefüllt, doch inzwischen gammelten diese in großen Kartons im Keller ihrem Verfall entgegen. Als Nachfolgerin von Skarabäus Toth hatte die Kranich nicht nur das Amt der Schiedsrichterin der Schwarzen Familie, sondern zugleich auch seine Anwaltskanzlei in der Schönbrunner Straße in Wien übernommen.

Wie ihr Vorgänger hatte sie sich eine Zeit lang am Leid ihrer menschlichen Mandanten gelabt, wenn sie absichtlich deren Prozesse verlor. Doch inzwischen hatte die Kanzlei

ihre Pforten geschlossen. Dort, wo einst das goldene Schild neben der Eingangstür das Interesse der Passanten geweckt hatte, befanden sich nun ausgebleichtes Mauerwerk und vier leere Bohrlöcher. Lucinda Kranich scherte sich nicht darum. Wer zu ihr wollte, wusste, wo er sie fand. Außerdem hatte sie Wichtigeres zu tun. Viel Wichtigeres! Wozu aber ganz sicher nicht gehörte, den bedeutungslosen Streit zwischen einer Werwolf- und einer Ghoulsippe zu schlichten, bei dem es um die Lächerlichkeit ging, welcher der Sippen ein Opfer zustand. Hatte man so etwas schon gehört?

Tack! Tack!

Aus kalten Augen musterte sie den linken der beiden Werwölfe. Dann sah sie zu der vielleicht zwanzig Jahre alten Frau, die mit abwesendem Blick zwischen den Stühlen stand. Ihr blondes Haar war zerzaust, Gesicht und Arme schmutzbedeckt, die Bluse zerfetzt. Vor wenigen Stunden sicherlich noch eine Schönheit, nun alles andere als ansehnlich. Und dennoch war sie der Zankapfel zwischen zwei Dämonensippen. Nicht zu fassen.

»Erklärt es mir noch einmal.« Die Kranich starrte die Lykanthropen an. Unrasierte Wangen, lauernde Augen und zusammengewachsene Brauen verliehen ihnen trotz der menschlichen Tarnform etwas Wölfisches. »Warum beansprucht die Schamoni-Sippe die Frau als ihr Eigentum?«, fragte sie genervt. Sollten die Dämonen doch merken, was sie von ihrem kindischen Streit hielt.

Die Werwölfe rutschten auf den Stühlen hin und her. Offenbar versuchten sie, eine gemütliche Sitzhaltung zu finden. Das würde ihnen aber nicht gelingen. Die Kranich hatte die Möbel nicht nur extra unbehaglich anfertigen lassen, sie hatte unter der Sitzfläche auch noch magische Symbole angebracht. Kein Mitglied der Schwarzen Familie, das ihre Dienste in Anspruch nahm, verspürte dadurch das Bedürfnis, ihr mehr Zeit zu stehlen, als unbedingt nötig war.

»Wir haben sie zuerst gesehen«, sagte Franz Schamoni. Sein Bruder Walter nickte und warf der Blondin gierige Blicke zu. »Wir haben sie durch Simmering gejagt, bis ...«

»Bis sie euch entkommen ist!«, fiel ihm Heinrich Tabori ins Wort, der einer Seitenlinie einer Wiener Ghoul-Sippe angehörte. Seine Aussprache war feucht und zischelnd.

»Sie ist uns nicht entkommen!«

»Natürlich ist sie das. Sie ist auf den Zentralfriedhof geflohen! Und der gehört den Taboris!«

»Aber wir haben sie in Simmering entdeckt. Das ist unser Gebiet.«

»Na und? Wen interessiert, wo ihr sie entdeckt habt? Wir haben sie auf unserem Friedhof gefangen, also gehört sie uns.«

Franz Schamoni lachte auf. Er klang wie ein heiserer Hund. »Ihr habt sie gefangen? Das ist eine Lüge! Wir haben sie gefangen. Gut, auf eurem Friedhof, aber wir haben ...«

»Ruhe!« Lucinda Kranichs Ruf drang durch Mark und Bein. Sie schlug mit der flachen Hand auf die Schreibtischplatte.

Sofort verstummten die Streithähne und sahen wieder zur Schiedsrichterin der Schwarzen Familie. Womit hatte sie das nur verdient? Im Keller wartete *er* auf die Kranich, sehnte sie womöglich herbei, und sie musste sich mit derartigen Kindereien befassen! Ihr Zeigefinger nahm die Arbeit wieder auf:

Tacktack! Tacktack!

»Ihr könnt euch nicht einigen, wer das Mädchen behalten darf, und da fällt euch nichts Besseres ein, als sie mit einem Zauberbann zu belegen und zu mir zu schleppen?«

»Es ist ja nicht so weit vom Zentralfriedhof hierher«, schlürfte Ernst Tabori, der zweite Ghoul.

Nicht so weit? Acht bis zehn Kilometer schätzte die Kranich. Und das sollte nicht weit sein? Zu Fuß und mit einer gebannten Gefangenen? Sie verstand die Dämonenwelt

nicht mehr.

Tacktack! Tacktack!

»Ist euch Schamonis jemals in den Sinn gekommen, dass in Wien und Umgebung fast zweieinhalb Millionen Menschen leben? Meint ihr, ihr findet kein anderes Opfer? Ist es ein einzelnes Mädchen wirklich wert, einen Sippenstreit anzufangen?« *Und mich zu belästigen?* Die Kranich wandte sich den Taboris zu. »Und was ist mit euch? Seit wann jagt ihr Lebende und haltet euch nicht mehr an die Toten? Findet ihr auf dem Zentralfriedhof nicht mehr genug Nahrung?«

»Selbstverständlich halten wir uns an die Toten, Frau Kranich«, sagte Ernst Tabori. »Normalerweise. Aber auf diesem einen Opfer müssen wir bestehen. Sie erinnern sich doch sicher noch an den magielosen Zustand, der vor Kurzem Wien heimgesucht hatte.«

Natürlich erinnerte sich die Kranich daran. Schließlich hatte sie ihn selbst hervorgerufen. Er war der Startschuss für ihren Plan gewesen, Asmodi I. wiederzuerwecken. Seit seiner Rückkehr gab es zwar einige ... Verwicklungen, wie zum Beispiel den lästigen Deutschen, diesen massigen, glatzköpfigen Dämon mit zwölf Fingern, der mehr oder weniger geschickt heimlich gegen Asmodi opponierte. Und dann war da noch ...

Die Kranich schüttelte unwillig den Kopf. Zu ihrem Leidwesen musste sie sich auf ihre Aufgabe als Schiedsrichterin konzentrieren, bevor sie sich dem eigentlich Wichtigen widmen konnte. »Ich erinnere mich. Aber der magielose Zustand ist beseitigt. Was hat er mit dem Mädchen zu tun?«

»Viele von uns kämpfen noch immer mit dessen Auswirkungen. Nicht alle haben sich schon davon erholt.« Wie um seine Worte zu bestätigen, wurde die rechte Hälfte von Ernst Taboris Gesicht plötzlich weich und schwammig. Sie zerlief wie schmelzendes Wachs, tropfte in stinkenden

Fäden auf das Hemd des Ghouls. Nur Sekunden später bildeten sich die Züge wieder heraus und nahmen die menschliche Tarnform an. »Sehen Sie, was ich meine?«

Tacktack! Tacktack!

»Ich sehe es. Komm zur Sache, Tabori!«

Der Ghoul schlürfte sich einige gelbliche Tröpfchen von der Lippe. »Es gibt nun einmal nichts Kräftigeres als das Fleisch einer Jungfrau.«

Tack!

Der Zeigefinger verharrte in der Luft. Die Kranich stand auf, ging um den Schreibtisch herum und blieb vor der Blondine stehen. Sie strich ihr das Haar aus dem Gesicht und betrachtete sie lange. Ein böses Lächeln legte sich auf die schmalen Lippen der Schiedsrichterin. »Wie heißt du, mein Kind?« Sie erhielt keine Antwort. »Ich werde dich Julia nennen. Eine Jungfrau also? Na sieh mal einer an! Ich nehme an, die Schamonis beanspruchen sie aus demselben Grund für sich?«

»Natürlich.« Walter Schamoni klang beinahe schon gelangweilt, als wäre es unter seiner Würde, etwas derart Offensichtliches zu bestätigen.

Lucinda Kranich kehrte zum Schreibtisch zurück. Einige Sekunden massierte sie die Nasenwurzel, dann knetete sie die faltige Haut an ihrem langen Schildkröten-Hals. Währenddessen ging ihr Blick auf Wanderschaft. Werwolf, Jungfrau, Ghoul. Schamoni, Julia, Tabori. »Gut. In meiner Weisheit und kraft meines Amtes beschließe und verkünde ich, was folgt: Keine der Parteien bekommt das Mädchen.«

»Was?« Walter Schamoni sprang von seinem Stuhl auf. Auch Ernst Tabori machte Anstalten, sich zu erheben. Empörtes Gebrabbel schwappte der Schiedsrichterin der Schwarzen Familie entgegen. »Aber Frau Kranich, Sie können doch nicht ...« – »Das werden wir Taboris nicht auf uns sitzen lassen.« – »Ein Skandal!« – »Das Oberhaupt der

Schamoni wird Ihnen ...«

»Sitzen bleiben! Alle beide!« Die Dämonen sanken auf ihre Stühle zurück und Stille kehrte ein. »Ihr vergesst euch. Ihr seid zu mir gekommen, dass ich euren Streit schlichte. Wie könnt ihr es da wagen, meinen Schiedsspruch zu kritisieren? Wie könnt ihr es überhaupt nur wagen, meine Zeit mit solchen Lappalien in Anspruch zu nehmen? Glaubt ihr, unser neuer alter Herr Asmodi hätte Verständnis für derart lächerliche Zwistigkeiten?«

Ernst Tabori gab einen verächtlichen Laut von sich. »Ach der!«

Der Kopf der Schiedsrichterin zuckte herum und feuerte kalte Blicke auf den Ghoul. »Wie meinst du das?«

Walter Schamoni lachte abfällig.

»Nun ja«, wand sich Tabori, »nach seiner Rückkehr hat man nichts mehr von Asmodi gehört. Wer weiß, ob er ...«

Mit einer herrischen Handbewegung brachte die Kranich den Ghoul zum Schweigen. »Heinrich Tabori und Franz Schamoni, ihr werdet zu euren Sippen zurückkehren und ihnen von meinem Schiedsspruch berichten. Und ihr werdet sie warnen, mich nicht mehr mit Kinkerlitzchen zu behelligen, wenn sie nicht wollen, dass so etwas wie heute noch einmal geschieht.« Sie zeichnete zwei Symbole in die Luft und aktivierte damit die magische Wirkung der jeweiligen Zeichen unter den Stühlen.

»Was geschieht heu...?« Ernst Tabori konnte die Frage nicht zu Ende stellen. Von einem Augenblick auf den anderen verlor sein Körper jegliche Form. Als hätte man ihm auf einen Schlag alle Knochen entfernt, sackte er in sich zusammen und verwandelte sich unkontrolliert in seine schleimige, dämonische Form. Doch nur einen Wimpernschlag später erstarrte er zu einem spröden, kristallinen Klumpen.

Auch Walter Schamoni blieb nicht verschont. Eine silbern

glänzende Lichtsäule schoss aus der Sitzfläche seines Stuhls hervor, rammte in seinen Leib und trat am Schädel wieder aus. Schamoni gab ein klagendes Heulen von sich und nahm seine Wolfsgestalt an. Ein Hemdknopf schoss der Kranich entgegen, als Schamonis Kleidung unter der Verwandlung aufplatzte. Das graue, struppige Fell stand ab, als wäre es statisch aufgeladen. Er wollte aufspringen, doch der Pflock aus silbernem Licht hielt ihn fest.

Heinrich Tabori und Franz Schamoni fuhren von ihren Stühlen hoch und starrten auf ihre Brüder. »Was ...?«

»Niemand stiehlt mir ungestraft meine Zeit oder zweifelt meine Schiedssprüche an. Und schon gar nicht führt jemand abfällige Reden über unseren Herrn! Sagt das euren Sippen. Und nun verschwindet!«

Ohne sich noch einmal umzusehen, huschten die Kontrahenten aus der Kanzlei. Mit einem zufriedenen Grinsen schaute die Kranich ihnen nach. Sie beobachtete noch einige Sekunden lang, wie der kristalline Ghoul in feinen Sandbahnen aus den Ärmeln seiner Jacke und den Hosenbeinen zu Boden rieselte und sich der lichtgepfälte Werwolf zersetzte. Das Fell wurde stumpf und löste sich in großen Fetzen ab, das Fleisch verweste in atemberaubendem Tempo. Dann begann das Schauspiel, sie zu langweilen.

»Das wäre erledigt.« Sie ging zu der Blondine, die wegen des Zauberbanns noch immer blicklos geradeaus starrte. »Jetzt sollten wir uns den wirklich wichtigen Dingen widmen, nicht wahr, mein liebes Kind?« Sie nahm die Jungfrau bei der Hand und zog sie sanft hinter sich her. Hinaus aus dem Büroraum, hinunter in den Keller. Sie tauchten in kühle, abgestandene Luft, als sie die unterirdischen Räume betraten. Vorbei an den großen Kartons voller Aktenordner führte der Weg zu einer gemauerten Wand, hinter der sich die verborgenen Räume der Kanzlei befanden. Schon

Skarabäus Toth hatte regen Gebrauch von ihnen gemacht und allerhand geheime Sachen darin gelagert. Julia folgte der Schiedsrichterin wie ein treues Hündchen.

Vor einem schweren, hölzernen Portal blieben sie stehen. Die Kranich fischte einen Schlüssel aus der Tasche, sperrte das große Vorhängeschloss auf und öffnete die Tür. Dahinter lag ein kleines, unbeleuchtetes Gewölbe. An der hinteren Wand kauerte eine braunhaarige junge Frau auf dem Boden. Sie hob die Hand und schirmte ihre Augen vor dem plötzlichen Lichteinfall ab. Als sie der Kranich gewahr wurde, drückte sie sich noch fester an die Wand und umklammerte ihre angezogenen Beine mit den Armen.

»Na, na! Wer wird denn da Angst haben? Ich will dir doch nichts tun.« Das Kichern der Kranich strafte ihre Worte Lügen. »Sieh mal, ich habe dir Gesellschaft mitgebracht.« Mit diesen Worten stieß sie die Blondine in das Gewölbe, die hineinstolperte und nach drei Schritten regungslos stehen blieb. »Ich fürchte nur, deine neue Freundin ist nicht allzu gesprächig.« Wieder kicherte sie und schloss die Tür.

Endlich konnte sie zu *ihm* gehen. Sie wollte ihn keinesfalls noch länger warten lassen und eilte in einen weiteren Raum am Ende des Ganges.

»Es tut mir leid, dass ich erst jetzt komme, Meister.«

Das kleine Zimmer war leer bis auf eine Wiege aus Holz genau im Zentrum. Über dem Kopfende ragte ein spitzes Dach aus blutrotem Samt in die Höhe. Eine nackte Glühbirne sorgte für die einzige Beleuchtung. Lucinda Kranich trat neben die Wiege und sah hinein. Widerliche Krächzlaute erklangen, als der, der in der Wiege ruhte, die Schiedsrichterin bemerkte.

»Natürlich, Meister!«, antwortete sie. »Die Gabe des Ahriman habe ich dir bereits gebracht, doch dabei wird es nicht bleiben. Es geht voran, Meister. Es geht voran.« Wieder stieg das Krächzen aus der Wiege. Die Kranich

lauschte und nickte. »Ich verstehe deine Ungeduld, aber ich kann dir versichern, dass es bald weitergehen wird. Endlich!« Die Antwort bestand erneut aus für einen Außenstehenden unverständlichen Lauten. »Sehr bald schon.« Krächzen. »Besänftigung? Aber natürlich, Meister. Ich bin sofort wieder hier.«

Die Kranich ging zurück zum Kerker der jungen Frauen. Die Blondine, die sie Julia getauft hatte, stand noch am selben Fleck und starrte zur Wand. »Es tut mir leid, dass ich euch schon wieder trennen muss. Hoffentlich habt ihr euch noch nicht zu sehr angefreundet. Komm, mein liebes Kind. Ich habe eine Aufgabe für dich.« Sie zog Julia aus dem Gewölbe und schloss die Tür hinter ihr zu. Aus einem Regal an der Wand kramte sie eine verkrustete Schale und ein ebenso verkrustetes Messer. Sie stellte sich hinter die Blondine und schnitt ihr mit einer schwungvollen Bewegung die Kehle durch. Selbst in diesem Augenblick wich der Bann nicht von der Frau. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank sie in die Arme der Kranich. Die legte sie auf den Boden und fing mit der Schale das Blut auf.

»Jungfrauen!« In ihrer Stimme schwang Verachtung mit. »Heutzutage seid ihr so schwer zu finden. Da werde ich euch doch nicht an Werwölfe oder Ghoule verschwenden.«

Als die Schale gefüllt war, stand sie auf und kehrte zur Wiege zurück. »Hier, Meister.«

Etwas griff heraus und nahm ihr das Gefäß ab. Gleich darauf erklangen wohliges Schmatzen und Schlürfen aus dem Kinderbettchen.

Der, der in der Wiege ruhte, war zufrieden.

2. Kapitel

New York, 1733

Die Tür des *Dead Man's Anchor* schloss sich hinter Roderic Noswaithe und sperrte das Stimmengewirr und die Lieder der Seemänner in der Schankstube ein. Dafür schlug ihm die salzige Atlantikluft entgegen, die er so liebte. Er setzte den Dreispitz auf und atmete tief durch.

»Ich hätte noch einen Becher Rum mehr vertragen, Vater!«

Noswaithe musterte seinen Sohn mit einem langen Blick. Henry war ein stattlicher junger Mann mit strahlend blauen Augen und breiter Brust. Der sorgfältig gestutzte schwarze Bart verlieh ihm die Würde und Kühnheit, die der Kapitän eines englischen Handelsschiffs brauchte. Wie immer, wenn er Henry betrachtete, hatte Noswaithe das Gefühl, in einem Spiegel dreiunddreißig Jahre in die Vergangenheit zu sehen. Mit neunzehn war er ein ähnlich verwegener Bursche gewesen. Inzwischen jedoch war sein eigener Bart nicht mehr ganz so schwarz, sondern mit grauen Strähnen durchsetzt. Immer häufiger spürte er das Reißen in den Gliedern. Ein Lächeln legte sich auf sein wettergegerbtes Gesicht. Wenn er eines Tages nicht mehr dazu imstande war, die englischen Handelsrouten zu besegeln, würde die *Monica* mit Henry einen guten neuen Kapitän bekommen. Ein tröstlicher Gedanke.

»Ich weiß, mein Junge«, sagte Noswaithe. »Aber wir laufen

im Morgengrauen aus. Da brauche ich dich nüchtern.« Er starrte in die Nacht hinaus. Zwar stand der fast volle Mond am Himmel, doch schmierige Nebelschlieren dämpften sein Licht und hüllten den Hafen in gespenstischen Dämmer. Auch das gelbe Leuchten hinter den Fenstern der Häuser verschwamm nach wenigen Schritten zu faserigen Flecken und verschwand schließlich ganz. »Hoffentlich ist die Sicht morgen klarer!«

Die Nacht war kühl und ruhig. Das Klappern ihrer Stiefel auf dem Pflaster und das gelegentliche Klatschen einer Welle gegen die Kaimauer waren die einzigen Geräusche, die an ihre Ohren drangen. Dennoch lauschte Roderic Noswaithe in den Nebel hinein. Schon tagsüber gehörte ein Hafen nicht zu den sichersten Orten der Welt, doch nachts wuchs die Gefahr noch.

Schon manch sorgloser Seemann hatte Geldsäckel und Leben an Halunken und Halsabschneider verloren, die in engen Gassen auf der Lauer lagen. Noswaithe's Hand wanderte zum Griff des Stutzsäbels, der unter den breiten Rockschoßen schwang. Sollte sich hier tatsächlich jemand verstecken, wäre er gut beraten, in seinem finsternen Eck zu bleiben! Noswaithe würde ihm sonst einen passenden Empfang bereiten.

Als hätte Henry die Gedanken seines Vaters gelesen, blieb er plötzlich stehen. »Hast du das gehört?«

Auch Noswaithe verharrte und schwieg für Sekunden. In der Tat! Da war etwas! Wispern? Flüstern? Gesetzlose, die sich die letzten Einzelheiten ihres Plans zuraunten? Im nächsten Augenblick klang es anders, eher wie ein Rauschen oder Flattern. Oder wie das Knattern eines weit entfernten Segels. »Lass uns weitergehen. Aber bleib stets auf der Hut, Henry.«

Vorsichtig setzten sie einen Fuß vor den anderen. Nach wenigen Metern schälte sich eine Pyramide aus dem Nebel:

sechs zu einem Dreieck zusammengestellte Fässer, darauf weitere drei und darauf noch einmal eines. Daneben lagen zwei Taurollen. Ein ideales Versteck für verbrecherisches Gelichter! Sie blieben noch einmal stehen und horchten in den Nebel.

Nichts. Kein Laut mehr zu vernehmen. Vor seinem geistigen Auge sah Noswaithe eine Horde abgerissener Halunken, unrasiert, mit Augenklappe und einer breiten Narbe schräg über den Lippen oder auf der Wange. Sie lauerten hinter den Fässern, drängten sich zusammen, versuchten jedes verräterische Geräusch zu vermeiden und lauschten genauso angestrengt wie Noswaithe und Henry auf der anderen Seite der Pyramide.

Mit einem Schaudern verdrängte der Kapitän der *Monica* die düsteren Gedanken. Er sah zu Henry, ermahnte ihn mit einem Finger auf den Lippen noch einmal zur Ruhe, dann umfasste er den Säbelgriff und ging langsam um die Pyramide herum. Schritt für Schritt. Sorgsam darauf bedacht, die Absätze seiner Stiefel lautlos aufzusetzen. Er kniff die Augen zusammen, als könne er dadurch mit den Blicken den Nebel besser durchdringen. Ein weiterer Schritt. Noch einer und noch einer.

Endlich umrundete er die Fässerpyramide und sah, wer sich dahinter verbarg. Niemand! Die Horde abgerissener Halunken war nur ein Produkt seiner Vorstellungskraft gewesen. Er seufzte und nahm die Hand vom Säbel. Erleichterung durchflutete ihn. Er grinste Harry an. »Dein Vater wird langsam alt. Ich hätte schwören mögen, dass ...«

Da erfolgte der Angriff! Doch er kam aus einer Richtung, mit der Noswaithe niemals gerechnet hätte. Von oben! Erst vernahm er wieder das flatternde Geräusch wie das Flügelschlagen einer Möwe – einer riesigen Möwe, so wie es sich anhörte –, dann rauschte aus dem Nebel ein seltsames, großes ... Etwas heran. Es ging zu schnell, als dass er hätte

erkennen können, worum es sich wirklich handelte. Da waren Augen. Viele große Augen. Flügel. Und ein – ein Schwanz?

»Alle Donner!«, entfuhr es ihm.

»Vorsicht, Vater!« Henrys Schrei gellte durch die Nacht.

Mit einer flüssigen, tausendmal geübten Bewegung zog er den Säbel, doch der Hieb einer Pranke traf seine Hand und die Waffe flog in den Nebel. Mit metallischem Klingeln schlug sie irgendwo aufs Pflaster. Vermutlich nicht allzu weit weg und doch unerreichbar. Noswaithe schloss mit dem Leben ab. Gegen Meuchler oder Beutelschneider hätte er sich zur Wehr setzen können. Aber nicht gegen den fleischgewordenen Davy Jones, den Teufel der Meere. Denn um niemand anderen konnte es sich handeln.

Im nächsten Augenblick verschwand das Monstrum wieder im Nebel. Für einen Wimpernschlag hoffte Noswaithe, der Meeresteufel lasse sie ungeschoren davonkommen. Die Hoffnung zerstob, als er Henrys Ruf hörte. »Hinter dir!« Der Kapitän fuhr herum – das Davy-Jones-Monster raste genau auf ihn zu und rammte ihm die Schulter in den Bauch. Der Stoß presste ihm die Luft aus den Lungen. Sterne blitzten vor seinen Augen auf. Er fühlte, wie kräftige Arme seine Hüfte umschlangen.

»Vater!« Von der Seite hastete Henry heran. »Halt aus! Ich habe deinen Säbel.« Er hielt die Waffe umklammert, doch bevor er zum Schlag ausholen konnte, traf ihn ein Flügel der Kreatur und schleuderte ihn in eine der Taurollen neben der Fässerpyramide.

Noswaithe hörte noch den erstickten Laut seines Sohnes, dann wurde er übertönt vom Rauschen der Schwingen. Das Monster erhob sich in die Höhe! Und es nahm den Kapitän mit sich. »Lass los! Jones, du Bestie, hörst du? Lass los!« Er trommelte mit den Fäusten gegen die Brust des Ungeheuers, war sich aber klar, dass er damit nichts

erreichte. Umso überraschter war er, als sich Davy Jones' Griff tatsächlich lockerte. Er rutschte ein kleines Stück herab. Wie hoch sie wohl waren? Unter sich sah er nur Nebel. Plötzlich begriff er, dass er sich bei einem Sturz auf das Dock den Hals brechen würde! »Lass bloß nicht los!«

Das Monster hörte nicht auf ihn. Es stieß Noswaithe von sich. Der versuchte verzweifelt, etwas vom Teufel der Meere zu fassen zu bekommen und sich daran festzuhalten. Vergeblich! Instinktiv öffnete er den Mund, um einen Schrei auszustoßen, aber noch bevor der erste Laut über seine Lippen kommen konnte, schlug er auf und Salzwasser drang ihm in Mund und Nase.

Jones hatte ihn ins Meer geworfen! Noswaithe strampelte, schlug um sich, schluckte von der Hafenbrühe. Da wurde ihm bewusst, wie unwürdig er sich für den Kapitän eines englischen Handelsschiffes verhielt. Er war erleichtert, dass niemand außer Henry es sehen konnte. Und der würde niemandem etwas verraten.

Henry! Was war mit seinem Sohn? Hatte Davy Jones Noswaithe aus dem Weg geräumt, um sich ungestört dessen jungen, kräftigen Sohn zu holen? Der Kopf des Kapitäns schoss aus dem Wasser. Er japste nach Luft und bemühte sich, die Orientierung wiederzuerlangen. Da! Da war die Fässerpyramide – und ... Noswaithe traute seinen Augen nicht.

Auf dem obersten Fass kniete ein Junge und beobachtete, was sich unter ihm abspielte.

Entsetzen erfüllte den Kapitän. Henry war so unglücklich in die Taurole gefallen, dass er mit dem Hinterteil noch immer darin eingeklemmt war. Was für ein erniedrigendes Szenario! Vor ihm stand die albtraumhafte Kreatur und hob die Klaue, bereit, sie auf den wehrlosen Henry niedersausen zu lassen.

Da erfasste eine kleine Welle den Kapitän und schwemmte

ihn näher an die Hafenmauer. Sein Sohn, die Fässer, der merkwürdige Junge und das Ungeheuer verschwanden aus seinem Blickfeld.

»Henry!«

Noswaithe hörte einen gellenden Schrei, dann spülte eine weitere Welle über ihn hinweg.

Bandar Abbas, Gegenwart

»Ich weiß, warum er all die Menschen tötet! Und ich kann ihn aufhalten!«

Sämtliche Blicke richteten sich auf Dorian Hunter. Selbst Phillip Hayward, der auf dem Bett kniete und zur Wand schaute, drehte ihm kurz sein schönes Engels Gesicht zu, fuhr dann aber mit seligem Lächeln fort, das Muster der Tapete mit den Fingern nachzuzeichnen. Er summte vor sich hin, jedoch zu leise, als dass Dorian eine Melodie hätte erkennen können.

»Sie sprechen von Coyote?« Morales saß dem Dämonenkiller gegenüber. Er verengte die Augen zu Schlitzern, was seinen markanten Gesichtszügen einen noch entschlosseneren Ausdruck verlieh.

Die Tür zum Nebenraum öffnete sich und Don Chapman kam herein. Der ehemalige Secret-Service-Agent mit den weißen Haaren setzte sich zu Coco, Dorian und Morales an den Tisch. »Phillip! Bitte nicht das Kabel.«

Der Hermaphrodit erreichte auf seiner Wanderung mit dem Finger über die Tapete die Steckdose, an die die Nachttischleuchte angeschlossen war. Da er noch vor Kurzem in einem seiner orakelhaften Anwandlungen sämtliches technisches Gerät ihres Hotelzimmers auseinandergenommen und sich mit einigen der Trümmer *verkleidet* hatte, achtete Don besonders sorgfältig darauf,

wenn Phillip sich Fernsehen, Steckdosen oder Lampen näherte. Weniger aus Angst um das Zimmer – dank der Kontakte, die Morales über die geheime Organisation besaß, der er angehörte, hatte ihnen die Hotelleitung anstandslos ein neues Zimmer zugewiesen. Dorian wollte gar nicht wissen, wie viel Geld dafür den Besitzer gewechselt hatte! Nein, sie hatten keine Angst um den Raum, sondern um Phillip. Denn bereits beim letzten Mal hatte er sich an scharfen Kanten oder spitzen Zacken verletzt.

Vermutlich würde sich eine derartige Aktion nicht wiederholen. Phillip hatte mit ihr auf Coyote hinweisen wollen, einen künstlich geschaffenen, mechanischen Dämon. Nachdem sie mit diesem Wesen inzwischen schon ihre Erfahrungen hatten machen müssen, gab es für den Hermaphroditen keinen Grund mehr, sich an den Elektrogeräten zu vergreifen. Dennoch bestand Don darauf, in dieser Hinsicht ein Auge auf ihn zu haben. Zumindest solange sie sich noch in Bandar Abbas aufhielten.

»Natürlich spreche ich von Coyote!«, beantwortete der Dämonenkiller Morales' Frage. »Wen haben wir denn durch die halbe Stadt verfolgt?« Dorian zog eine zerknautschte Zigarettenschachtel aus der Hosentasche und zündete sich eine Players an. Er stieß eine Rauchwolke aus und sah ihr nach, während sich seine Gedanken mit den jüngsten Ereignissen beschäftigten. Lange Zeit hatte die Geheimorganisation Coyote in einem magisch gesicherten Gefängnis verwahrt, doch dann hatte ein feister, glatzköpfiger Dämon den Daemon Mechanicus befreit und gemeinsam mit ihm eine Spur verstümelter Leichen hinterlassen. Was Dorian noch immer belastete, war die Tatsache, dass er auf eine gewisse Art Mitschuld daran trug. Denn er hatte in seinem Leben als Daniel im 18. Jahrhundert Coyote gebaut. Und zwar im Auftrag – oder sollte man besser sagen: unter der Beeinflussung? – des glatzköpfigen

Dämons. »Er repariert sich!«

Coco riss die dunkelgrünen Augen auf. »Er tut was?«

»Er repariert sich. Seit seiner Befreiung hat er Zerfallserscheinungen, Defekte. Wie ein altes Auto. Die Organe oder Gliedmaßen seiner Opfer sind für ihn wie Ersatzteile, mit denen er sich instand setzt. Er will verhindern, dass das Organisch-Lebendige von ihm abfällt und er wieder zu einer bloßen Maschine degeneriert.«

»Woher wissen Sie das, Hunter?« Morales waren die Zweifel deutlich anzusehen.

»Ich habe es in seinen Gedanken gelesen.«

Ein Husten entrang sich Cocos Kehle und machte ihre Stimme noch rauchiger, als sie ohnehin schon war. »Wie bitte? Seit wann kannst du Gedanken lesen?«

»Kann ich nicht.« Der Dämonenkiller nahm einen tiefen Zug von der Zigarette und rieb sich unbewusst eine Stelle wenige Zentimeter über dem linken Ellbogen. »Als Daniel Coyote baute, hat er sich verletzt. Sein Blut tropfte auf den Dämon und verlieh ihm so den ersten Lebensfunken. Dadurch war er geistig mit Coyote verbunden. Und nun bin ich es auch.«

»Was heißt das genau?«, fragte Morales. »Sie können seine Gedanken lesen? Durch seine Augen sehen?«

Der Dämonenkiller betrachtete die Glut der Zigarette und dachte über diese Frage nach. »In meinem Leben als Daniel konnte ich viel mehr als das. Ich konnte ihm meinen Willen aufzwingen, beherrschte ihn. Ich war sein Herr.« Er ließ seine Worte sacken, nahm noch einen Zug von der Players und drückte sie halb geraucht auf einem Unterteller aus. »Schließlich machte ich ihn sogar dem glatzköpfigen Dämon abspenstig. Unter meiner Führung griff Coyote ihn an.«

»Mit nicht allzu großem Erfolg.« Morales' Stimme triefte vor Sarkasmus. »Sehr angegriffen wirkte er auf mich nämlich nicht, als er sich den Daemon Mechanicus

zurückholte.«

Dorian winkte ab. »Ja, er ist uns entkommen. Na und? Es zählt doch nur, dass ich mir Coyote unterwerfen konnte. Ich glaube, ich könnte es wieder.«

Don Chapman lachte auf. »Großartig! Dann kannst du dem Glatzkopf sein Spielzeug gleich wieder abnehmen.«

»Nein. Ich glaube, ich habe eine bessere Idee.« Der Dämonenkiller stand auf, ging zum Fenster und sah hinaus auf ein Häusermeer. Eine Mischung aus modernen und traditionellen Bauten, aus schlicht und kunstvoll, aus Bürotürmen und Eisen- oder Stahlwerken, gelegentlich aufgelockert von grünen Inseln aus Gras und Palmen. Er zeigte nach Südwesten. »Ziemlich genau in dieser Richtung sind Coyote und sein Befreier unterwegs. Noch ist die Verbindung nicht so stark, wie sie damals war, aber ich kann ihn spüren. Und der Glatzkopf weiß nichts davon. Mit Coyote haben wir einen erstklassigen Spion in den Reihen des Feindes.« Er drehte sich wieder um und blickte Morales an. »Vielleicht bekommen wir auf diese Art endlich ein paar Antworten, die Sie uns nicht geben wollen.«

Morales hob abwehrend die Hände. »Hey, das ist nicht fair! Ich habe Ihnen versprochen, Sie zum Gründer unserer Organisation zu führen. Daran werde ich mich halten. Er gibt Ihnen all die Antworten, die Sie brauchen.«

»Was ist eigentlich geschehen, nachdem Daniel Coyote unter seiner Gewalt hatte?«, fragte Coco. »Hat der Glatzkopf nicht versucht, ihn zurückzubekommen?«

Sekundenlang herrschte Ruhe. Dorian kehrte zum Tisch zurück und setzte sich. »Ich weiß es nicht«, gestand er schließlich. »So weit reichen meine Erinnerungen noch nicht.«

»Wann willst du versuchen, Coyote zu übernehmen?«

»Sofort natürlich! Warum unnötig Zeit verlieren?«

»Sehr gute Einstellung, Hunter!«, sagte Morales. »So

gefallen Sie mir. Können wir Ihnen irgendwie helfen?«

»Ja. Halten Sie die Klappe! Don, könntest du Phillip bitte ins Nebenzimmer bringen und dort auf ihn aufpassen?«

Für einen Augenblick sah Dorian die Enttäuschung in Dons Augen, doch dann stand der ehemalige Puppenmann auf. »Na klar, gerne.« Er nahm Phillip bei der Hand und führte ihn aus dem Raum.

Dorian legte sich auf das frei gewordene Bett und schloss die Lider. Beinahe glaubte er, Cocos und Morales' Blicke auf sich zu spüren. Er atmete tief durch, befreite sich von dieser Empfindung und tastete geistig nach Coyote. Der Dämonenkiller spürte den Dämon. Wusste, in welcher Richtung er sich aufhielt, ob er nah oder fern war. Doch das reichte nicht aus. Er musste tiefer vorstoßen, viel tiefer. Hinein in die mechanische Gedankenwelt des künstlichen Geschöpfs.

Sein Geist tastete sich an der bestehenden Verbindung entlang, suchte nach der Verschmelzung aus Maschine, Fleisch und dämonischem Wesen. Vergeblich! Er fand sie nicht. Es war Dorian, als stöße er auf ein Hindernis oder als halte ihn etwas zurück. Er öffnete die Augen und setzte sich auf. Das Bett knarrte unter seiner Bewegung. »Es geht nicht.«

Sofort war Coco bei ihm und ließ sich ebenfalls auf der Matratze nieder. Sie nahm Dorians Hand und drückte sie. »Warum nicht?«

»Vielleicht ist er zu weit weg. Vielleicht muss ich ihn auch sehen, um ihn übernehmen zu können. Oder es liegt an Coyotes körperlichem Zustand. Seinem Verfall.«

»Vielleicht funktioniert es auch gar nicht mehr«, wandte Morales ein. »Schließlich sind Sie nicht Daniel.«

Dorian knirschte mit den Zähnen. Völlig von der Hand zu weisen war der Gedanke nicht. Andererseits *war* er Daniel – auf eine beinahe schmerzhaft Art und Weise. »Wissen Sie

was, Morales? Ich werde es herausfinden! Ich muss nur näher ran.« Er stand auf und zog Coco mit sich. »Komm, wir gehen uns ein paar Antworten holen.«

Als sich auch Morales erhob, schüttelte der Dämonenkiller den Kopf. »Nein! Diesmal gehen Coco und ich alleine. Wenn wir etwas herausfinden, sind wir gerne bereit, unser Wissen mit Ihnen zu teilen – wenn Sie umgekehrt Ihres mit uns teilen!«

Der Tag neigte sich dem Abend zu und Bandar Abbas erwachte langsam aus seinem Hitzeschlaf. Dorian schaute aus dem heruntergekurbelten Seitenfenster des Mietwagens. Der Basar, der sich zwei Kilometer entlang des Meeres erstreckte, war noch nahezu menschenleer, doch in gut einer Stunde ging die Sonne unter. Dann würde die Straße vor Leuten wimmeln und es wirkte wieder so, als strömten alle dreihundertfünfzigtausend Einwohner der Stadt gleichzeitig zu den mit tausend Farben beleuchteten Läden mit all ihren Stoffen, Elektrogeräten oder Gewürzen.

Redete Dorian es sich nur ein oder hatte die iranische Metropole tatsächlich durchgeatmet, als er Ahriman vernichtet hatte? Natürlich hatte die breite Öffentlichkeit vom *Herrn der 999 Krankheiten*, wie der Dämon auch genannt worden war, nichts gewusst. Und doch hatte Dorian das Gefühl, die Stadt habe sich einem kollektiven Bewusstsein folgend merklich entspannt.

»Woran denkst du gerade?« Coco Zamis saß am Steuer des klapprigen IKCO Samand, durch dessen Rostlöcher man hätte ein- und aussteigen können. Der Dämonenkiller hingegen konzentrierte sich auf seine Aufgabe als Kompass oder menschliches Navigationsgerät. Er wusste zwar nicht, wo Coyote sich aufhielt – aber er wusste, wie sie dorthin kamen. Fast war es so, als hängele er sich an einem

zwischen Coyote und ihm gespannten Faden entlang.

»An Ahriman. Die Nächste rechts.« Dorian wischte sich den Schweiß von der Stirn, doch die Haut blieb nicht lange trocken. Langsam hatte er wirklich genug von der Hitze und der unerträglichen Schwüle. Er hasste es, ein frisches Hemd anzuziehen und es nur zehn Minuten später durchgeschwitzt zu haben. Er hasste es, vor die Tür zu treten und von einer drückenden Luftkeule erschlagen zu werden. Er hasste es, ständig feuchte Handflächen zu haben. Dass er momentan zusätzlich noch eine leichte Jacke trug, die die Pistole im Hosenbund verbergen sollte, machte die Sache nicht besser.

Coco bog in eine schmale Straße ab, deren Name auf dem Schild Dorian wegen der persischen Schriftzeichen nicht entziffern konnte. Das musste er aber auch nicht, um zu wissen, dass sie auf der richtigen Spur waren. Coco wischte sich die Hände am Stoff ihrer Bluse ab, dann umklammerte sie schnell wieder das Lenkrad. Andernfalls hätte der Wagen wegen der holprigen, rissigen Asphaltdecke womöglich plötzlich die Richtung geändert und die dicht an dicht am Straßenrand geparkten Autos gerammt. »Ahriman? Was ist mit ihm?«

»Genau das ist die Frage! Was ist mit ihm? Was ist mit den anderen Höllenplagen-Dämonen?« Von Morales wussten sie, dass Ahriman Mitglied einer Gruppe gewesen war, die Morales' Geheimorganisation *den siebenteiligen Tod* nannte. Neben Ahriman gehörten auch Coyote und Baal zu den Sieben. Außerdem ein Dämon namens Azuz – zumindest war das der Name, den Phillip in einem seiner orakelhaften Momente genannt hatte. Andererseits hatte er auch Coyote zu Oyoti verunstaltet, sodass der Begriff Azuz womöglich mit Vorsicht zu genießen war.

»Und was haben sie mit Asmodi zu schaffen?«, fuhr Dorian fort. Vor Kurzem hatte Baal den Dämonenkiller in die Fänge bekommen – und ihn wieder freigelassen, nachdem er

ihm das Versprechen abgenommen hatte, Asmodi zu bekämpfen. Doch nicht nur Baal hatte ein offenbar gestörtes Verhältnis zum neuen alten Herrn der Schwarzen Familie. Auch Ahriman hatte vor seiner Vernichtung den Namen voller Hass ausgespuckt: Ahriman habe ihm vertraut, auf ihn gehört, doch dann habe Asmodi ihn missbraucht und beraubt. Aber was der Herr der Schwarzen Familie ihm gestohlen hatte, hatte Ahriman nicht mehr verraten können. Herrschte eine Art Krieg zwischen dem Fürsten der Finsternis und den Sieben? Aber worum ging es dabei? »Morales weiß mehr über die Höllenplagen-Dämonen! Warum hält er Informationen zurück?« Er zeigte auf ein Straßenschild, auf dem unter den persischen Krakeln in ihm vertrauten Buchstaben *Bolvar e Pasdaran* stand. »Da vorne links.«

Eine deutlich breitere, bessere und dichter befahrene Straße nahm sie auf.

Coco umklammerte das Lenkrad fester. »Vielleicht weiß er wirklich nichts. Es kann doch sein, dass die Organisation ihm auch nur sagt, was er wissen muss. Oder er darf nicht mehr verraten. Wenn er tatsächlich ein Treffen mit dem Gründer arrangieren kann, bekommen wir sicher weitere Informationen.«

»Jetzt fang du bloß nicht auch noch an, mich damit zu vertrösten.« Dorian schaute für einige Sekunden schweigend aus dem Fenster. »Wenn erst einmal die volle Verbindung zu Coyote besteht, werde ich mehr erfahren. Vielleicht kann ich in seinen Gedanken lesen, wer noch zu den Sieben gehört.«

»Ich will dich nicht vertrösten.« Coco steuerte den Wagen durch eine lang gezogene Linkskurve heraus aus dem dicht bebauten Gebiet und auf das Hafenviertel zu. »Aber ich halte es für riskant, auf diese Art Antworten erzwingen zu wollen.«

»Was soll das heißen?«

»Wir sprechen hier von der Verbindung mit einem Dämon, Dorian! Ihnen kann man nicht trauen, das weißt du ganz genau. Sich geistig mit ihm zu vereinen und ihn zu kontrollieren, ist gefährlich. Das kann sich schnell ins Gegenteil verkehren. Plötzlich kontrolliert er dich und du kannst dich nicht dagegen wehren.«

»Das Risiko gehe ich ein. Außerdem habe ich ihn schon einmal beherrscht und ...« Er stockte. Natürlich hatte er Coyote als Daniel schon einmal beherrscht, aber noch wusste er nicht alles über Daniel. War Cocos Befürchtung so abwegig? Konnte er ausschließen, dass sich der Dämon aus Daniels geistigem Griff befreit und am Ende stattdessen ihn kontrolliert hatte?

»Was ... und?«

»Nichts und.« Dorian zog die zerknautschte Zigarettenschachtel aus der Hosentasche. Er fischte eine verbogene Players daraus hervor, zündete sie an und warf die Schachtel auf die Ablage unter der Windschutzscheibe.

»Das Risiko gehe ich ein!«

»Ich habe es schon beim ersten Mal verstanden! Wie weit ist es noch?« Sie folgten einer Rechtskurve und sahen in einiger Entfernung vor sich eine große Verkehrsinsel, auf der eine Skulptur in die Höhe ragte. Zwei einander zugewandte, auf dem Schwanz stehende Delfine. Dreihundert Meter links dahinter lag das Hafenbecken.

»Wir sind ganz nah. Fahr noch bis zur Skulptur und such dahinter einen Parkplatz.« Der Dämonenkiller schloss die Augen. Er konnte Coyote spüren. Ganz deutlich sogar. Für einen Augenblick erwog er, sofort einen neuen Übernahmeversuch zu starten. Die Entfernung war sicher nicht mehr groß. Doch er verwarf den Gedanken wieder. Ein schaukelnder und quietschender Backofen auf Rädern war nicht der geeignete Ort, um sich auf eine solche Aufgabe zu